

## Gerecht leben in einer Welt voller Unrecht? Ein Selbstversuch

Bärbel Wartenberg-Potter, Bischöfin i.R. Lübeck

„Es gibt kein richtiges Leben im Falschen!“ schrieb Theodor Adorno in den 1940er Jahren in seinen „Minima Moralia“ und ermunterte die ZeitgenossInnen, sich den Sinn für „das Richtige“ nicht nehmen zu lassen. Wir haben ihm als StudentInnen später lautstark zugestimmt, während wir leise begannen, unser tatsächliches „Leben im Falschen“ so „richtig“ wie möglich einzufädeln. Wie lebt man gerecht? Alles, was wir taten und tun, sind Versuche, über deren Ge- und Misslingen man ohne Fanfarenstöße erzählen kann.

Schnell stellt sich die Frage ein, warum es einige Menschen verstört, in einer Welt voller Unrecht zu leben – und andere nicht? Warum engagieren sich manche in Nachbarschafts- und Flüchtlingshilfe – und andere nicht? Jeder Mensch hat diese neu entdeckten Spiegelneuronen im Gehirn, die ihn befähigen, mit anderen mitzuempfinden. Es ist ihm also in die Wiege gelegt, ein mitleidenschaftlicher Mensch werden zu können.

Vielleicht entwickelt sich die Empathie durch das, was ein Mensch erlebt? Oder die Worte, die er hört: „Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ (Mt 5,6) Oder Bücher, die sie liest: „Das Tagebuch der Armut“ von Maria Carolina de Jesus zum Beispiel. Oder durch Lebensgeschichten: Florence Nightingale, Dorothee Sölle, Mahatma Gandhi, Martin Luther King?

Vielleicht hat es mit der Kindheit zu tun? Mein Selbstversuch begann in den Bombennächten des 2. Weltkrieges, als mich meine Schwestern fraglos hilfsbereit in den Luftschutzkeller schleppten. Zwei Jahre lang hat mich meine Mutter gestillt, „das war die einfachste Art, Dich im Krieg zu ernähren“. Ich bin im Schutz von Gebeten aufgewachsen, wurde mitten im Krieg mit unverdientem Urvertrauen ausgestattet.

Im Konfirmandenunterricht später habe ich gelernt: „Ich glaube, dass Gott mich geschaffen hat *samt allen Kreaturen...*“ und wusste nun: *Alle* sind Gottes Geschöpfe! Zuhause mit den vier Schwestern habe ich ein weiteres Gebot dazu gelernt: „Du sollst mit den anderen teilen.“

Mein erster Versuch, gerecht zu leben, ist gründlich schief gegangen. In der Nachkriegszeit arbeitete mein Vater in einem diakonischen „Pflegeheim“ als Verwalter. Ich hatte ein Heimkind zur Freundin. Beim Spielen bat sie mich einmal, bei der Mutter ein Marmeladenbrot zu holen und es ihr zu geben. Ich tat es. Doch der Hunger und das Gelüst waren noch größer. Sie schickte mich ein zweites Mal. „Im Heim bekommt sie bestimmt kein zweites Brot“ dachte ich. Beim dritten Marmeladenbrot fragte die Mutter: „Du weißt, dass das Brot für uns alle bis zum Wochenende reichen muss. Isst Du das denn auch wirklich selbst?“ Tapfer log ich. Die Mutter aber sah die heimliche Heimkindspeisung und stellte mich zur Rede: „Du gibst das Brot der Familie weg – und lügst dazu auch noch die Mutter an!“ Das Dilemma war groß. Teilen will gelernt sein. Gerecht leben will gelernt sein.

Es sind Vorbilder, Familientraditionen, politische Überzeugungen, Betroffenheit, die Nachfolge Jesu, die Menschen auf den Weg der Gerechtigkeit führen. Mein eigener Weg begann früh mit der *Empörung*, jener starken Kraft auf dem Weg der Gerechtigkeit. Ich war empört über Napalmbomben auf Kinderleiber in Vietnam, über aufgeblähte Hungerbäuche mit Spindelbeinchen in Biafra. Ich war empört über „Whites only“-Schilder in den Villenvierteln Johannesburgs, über das Schweigen der Theologie zu diesen Vorgängen. Ich

war empört über den Verrat an den Armen. So fing es an. Jemand hatte mir Spucke auf meine blinden Augen gestrichen.

Lange habe ich mit dem ambivalenten Gewissen einer Protestantin gelebt: Durch gute Werke kann man sich Gottes Gnade nicht verdienen. Warum sie dann also tun? So habe ich die Freude an den Werken der Barmherzigkeit nie richtig kennengelernt. Es hat lange gedauert und vieler theologischer Um-Drehungen bedurft, bis ich verstand: Gerechtigkeit ist das Schlüssel-Wort der Bibel. Nicht die Dame mit den verbundenen Augen, sondern: Gerechtigkeit als Chance, in gerechten Beziehungen zu Gott und den Menschen zu leben. „Gott macht uns gerecht.“ Ja, aber wozu? Doch damit wir gerecht leben können. Gott nimmt die Sünde von uns, befähigt uns, die Verstrickung ins (strukturelle) Unrecht aufzulösen, damit wir den Mitmenschen gerecht werden und ihnen die Lebensmöglichkeiten nicht abschneiden. Gerecht vor Gott bin ich ein authentischer Mensch, frei und glücklich über die Gerechtigkeit, an der ich teilhabe.

Dann war es die Stimme der Weltchristenheit, des Ökumenischen Rates der Kirchen bei der 4. Vollversammlung (1968) in Uppsala, die ich hörte: „Justice, not charity for the poor“. In den Dokumenten hieß es: „Die Kirchen sollen sich auf verantwortliche Weise an Bewegungen für radikale strukturelle Wandlungen beteiligen, die notwendig sind, um eine größere Gerechtigkeit in der Gesellschaft zu verwirklichen.“ Unglaublich, dass eine kirchliche Organisation die Christenmenschen zu unzweideutigem Engagement für die irdische Gerechtigkeit aufrief.

Von da an begann meine Welt immer weniger in dualistische Hälften auseinander zu fallen: Glaube oder Werke; Diesseits oder Jenseits; Schwarz oder Weiß, Gott oder die Natur.

Dann fuhr ich zum ersten Mal nach Afrika und sah in einer Klinik ein Kind mit dick aufgeblähtem Bauch, ausfallenden Haaren in seiner eigenen Pfütze sitzen. Ein Kwashiorkorbaby, an Eiweißmangel erkrankt infolge von Hunger und Fehlernährung. Es weinte. Es wird nicht überleben! Die Spiegelneuronen in meinem Kopf schossen nach vorne: „Das Essen auf der Erde muss gerechter verteilt werden!“ Dieses Kind wurde seither zum Hüter meiner Empörung. Es hat seither oft neben mir gestanden und gesagt: „Du wirst jetzt etwas sagen. Du wirst jetzt etwas tun. Du wirst nicht aufgeben.“

Zehn Jahre war ich in der ökumenischen Bildungsarbeit tätig, habe aufgeklärt über die Apartheid in Südafrika, über ungerechten Welthandel, über die Arroganz von uns Reichen. Biblische Sätze habe ich neu verstanden: „Auf dem Weg der Gerechtigkeit ist Leben“. (Spr.12,28). Immer besser verstand ich, dass „Gerechtigkeit und Frieden sich küssen“ sollen (Ps 85,11), dass Friede nicht gegen Gerechtigkeit ausgespielt werden darf. Inniger und bedürftiger beteten wir mit Franz von Assisi: „Mache mich zum Werkzeug deines Friedens“. Gott löste uns die Zunge zum Protest gegen das Unrecht, spitzte die Feder zum Schreiben pointierter Artikel, stärkte die Füße bei den Mahnwachen vor den Banken und Rüstungsfirmen. Gott nahm den Kleinmut hinweg. So habe ich es damals erlebt. Und der biblische Prophet Amos gab uns die Losung: „Es ströme das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach (Amos 5,24)

Diese ganze Arbeit war – trotz der Dialektik der Aufklärung - getragen vom Glauben an die Kraft der Vernunft. Von der Plausibilität und Schönheit des Gerechtigkeitsgedankens. Als Mandela viele Jahre später, erhobenen Hauptes aus dem Gefängnis trat, da jubelten wir ihm (und ein wenig uns selbst) zu und verstanden zugleich demütig: „Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2.Kor 12,9)

Existentiell wichtig wurde dann die Frage nach der Gerechtigkeit für Frauen und in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Dieses Thema hat mich lange beschäftigt und es ist noch nicht erledigt. Ich entdeckte dabei, wie viel schwerer es ist, für sich selbst als für andere zu kämpfen.

Oft wurde ich geschwächt von dem Einwurf: „Sei nicht so moralisch!“ Das empörte mich noch mehr - machte mich aber auch nachdenklich. Ich will einfach nicht auf Kosten der Armen leben. Morgens vor dem Spiegel möchte ich mir in die Augen schauen können und sagen: O.k., mach' weiter mit dem Versuch, authentisch zu leben. Vielleicht habe ich nicht immer den richtigen Ton getroffen, wenn ich andere aufforderte: „Lasst uns den Weg der Gerechtigkeit gehen“. Dieses Lied wurde bald zum Schlüssel meiner neuen, gewisseren Spiritualität.

„Man muss dem Rad in die Speichen fallen“ hat Dietrich Bonhoeffer angesichts des Nationalsozialismus gesagt. Ein richtiger Satz auch für die Gerechtigkeitsarbeit in der globalisierten Welt.

In manchen Zeiten ist es besonders schwer, an eine gerechtere Welt zu glauben, an „einen neuen Himmel und eine neue Erde.“(Offb.21,1)

Heute empört mich, dass die Scham vorbei und die Tabus gebrochen sind, die Menschen geschützt haben. „Mutter, wann stirbst Du endlich“ fragt eine überforderte Frau in ihrem Buch über die Pflege der kranken Eltern und bricht auflagenstark das Tabu, sich den Tod eines Menschen zu wünschen. Eine Gesellschaft wird so bereit, ihre Alten und Schwachen durch neue Sterbe-Hilfen zu entsorgen.

Menschen, die sich in einer entsolidarisierenden Gesellschaft dem Gemeinwohl und der Nächstenliebe widmen, werden mit dem Wort „Gut-Mensch“ hämisch als übermoralisierend und naiv beschimpft.

Junge Menschen finden in der Anything-goes Gesellschaft und in der blutleeren Einsamkeit des Internet keine würdigen Ziele, für die es sich zu leben lohnt. Und ziehen in den Dschihad. Welche Werte bietet ihnen die westliche Konsumgesellschaft?

Tausende Flüchtlinge ertrinken vor aller Augen im Mittelmeer oder werden in Lagern mißhandelt. Die Roma haben kaum Fürsprecher mehr in der Zivilgesellschaft oder unter PolitikerInnen.

Und wie schnell verblassen unter der neuen Propaganda die hart errungenen friedensethischen Positionen früherer Jahre. Wo wurden die Waffen geschmiedet, mit denen die Dschihadisten kämpfen? Und was sind die tieferen Gründe für ihren brutalen Kampf? Gemeinsame präventive Friedenspolitik der Staatengemeinschaften kam und kommt nicht in den Blick. Mühelos wachsen die neuen/alten Feindbilder. Die Waffenindustrie, anstatt ernsthaft Überlegungen zur Rüstungskonversion und damit den Erhalt von Arbeitsplätzen anzustellen, wittert das große Geschäft.

Wie lebt man „richtig“ in einer Welt, die voll ist mit Scheußlichkeiten und Unrecht, in das ich strukturell verwickelt bin und das mir oft die Lebenslust vergällt?

Spät bin ich auf eine neue Dringlichkeit gestoßen. Durch eine Begegnung mit Jane Goodall, der Schimpansenforscherin, die als Einzelne so viel bewegt hat, habe ich mir eine gründliche Selbstaufklärung verordnet und dabei entdeckt, *in welchem Ausmaß* unsere Erde, der blaue Planet bedroht und schon zerstört ist: Der Lebensraum der Menschen, der Tiere und Pflanzen. Die Meere. Das Klima. Die Artenvielfalt. Mich ergreift ein großer Schrecken angesichts

dessen, *wie* blind, *wie* gleichgültig und resigniert wir im Taumel des Konsumismus unseres Lebensstils das eigene Lebenshaus ruinieren. Da entstand plötzlich eine neue Priorität und die Frage: Bin ich Teil des Problems oder Teil der Lösung?

Die Altersgelassenheit hat sich noch nicht eingestellt. Noch kämpfe ich darum, dass die Kirchen ihren Beitrag dazu leisten, dem Vernichtungskrieg gegen die Natur mit theologischen Argumenten entgegen zu treten. Was ist uns noch heilig? Wo wohnt Gott, wenn nicht *unter uns* und *in allem Geschaffenen*? Wie sieht meine Loyalität dem Gott des Lebens gegenüber aus?

Ich tue heute nichts anderes als früher: aufstehen und etwas anfangen. Es kommt auf uns an. Es ist wie beim Tauziehen: Wenn ich nicht an meinem Ende ziehe, geht es immer mehr in die andere, die falsche Richtung. Ich engagiere mich im „Institut für theologische Zoologie“. Ich fahre fort, an die Aufklärung als Methode zu glauben. Theologische Fragen zu stellen z.B. nach der theologischen Berechtigung des Anthropozentrismus (der alleinigen Mittelpunktstellung des Menschen). Ich singe, bete, arbeite, pflege, werde alt. Ich schaue zu den Wolken und den Sternen, in die Augen von Tieren und Menschen und erlebe, dass ich Teil eines ganz großen Ganzen bin. Aus Erde bin ich gemacht. Furchtlos will ich zu ihr zurück kehren. In den Schoß Gottes. Und morgens in den Spiegel schauen, meine Spiegelneuronen begrüßen und rufen: „Er ist großartig und der Mühe wert, auf den Weg der Gerechtigkeit zu treten und an einem Gott und die Menschen umfassenden Großprojekt mitzuwirken.“